In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 288 Posen, den 14. Dezember 1929 3. Jahrg.

Karl der Große

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

(22. Fortsetzung).

Bolle erschrak. „Mein' Sie . . . daß da Gefahr besteht?“

Schnitzler schüttelte den Kopf. „Eigentlich ist es vollkommen ausgeschlossen Es hieße, dem Recht ins Gesicht schlagen. In anderen Rennen hat man es auch nicht getan.“

* * *

Der Vorstand war zusammengetreten.

Und Herr von Zienitz beantragte tatsächlich die Annullierung des Rennens, verlangte, daß es noch einmal gelaufen werden müsse. Aber . . . er fand keinen Beifall. Geheimrat von Weinberg, der Besitzer Hektors, der dem Vorstand zu der Zeit mit angehörte, war der Mann, der energisch dagegensprach

„Meine Herren,“ sagte er, „so schmerzlich es für mich ist, daß mein ungeschlagener Hengst eine Niederlage erlebte, so sehr muß ich gegen den Antrag aus Billigkeitsgründen sprechen. Zwischenfälle gibt es beim Rennen Das läßt sich nicht vermeiden, und die drei chancenreichsten Pferde sind im Rennen geblieben Das hieße einen Zustand der Gesetzlosigkeit einführen, wenn jetzt irgend jemanden zuliebe das Rennen nicht anerkannt werden sollte. Ueberlegen Sie sich doch einmal: Vorige Woche beim Hyazintenrennen kam ein ähnlicher Fall vor Vier Pferde stürzten, darunter der Favorit. Da ist es ihnen nicht eingefallen, einzugreifen. Sie können es hier genau so wenig“

Seine Worte wirkten. Ausführlich wurde alles durchgesprochen, die in Frage kommenden Statuten wurden erörtert. Es gab aber keine Möglichkeit, das Rennen zu annulieren.

Und vor allen Dingen war auch die Zeit mit ausschlaggebend.

Sie war mit zwei Minuten vierunddreißig und sechs Zehntel Sekunden hervorragend. Karl der Große hatte also eine respektable Leistung gezeigt.

Das Rennen gilt. So wurde beschlossen.

Da man aber mit einer eventuellen Revolte der Wettenden rechnete, rief der Vorstand das Polizeipräsidium an und erreichte, daß sofort hundert Mann Sipo in Marsch gesetzt wurden.

Und als die erschienen waren, gab man bekannt, daß das Rennen gültig sei.

Die Aufregung des Publikums war unbeschreiblich.

Aber man hatte Respekt vor den Gummiknüppeln, und nach und nach trat eine Beruhigung des Publikums ein.

* * *

Als das Ergebnis der Beratungen am Buchmacherstand bekannt wurde, atmeten die Buchmacher auf.

Ein Schmunzeln war auf ihren Gesichtern. Sträfliches Glück hatten sie gehabt, und fette Happen steckte jeder von ihnen ein Denn alle lagen auf Hektor fest.

„Hat einer was auf „Karl der Große?“ ging es von Mund zu Mund.

Nein, es hatte keiner auch nur zehn Mark auf den Hengst.

„Mensch,“ sagte der dicke Buchmacher Bäumler, der dicht vor einem Schlagfluß gestanden hatte, „der Schinder bringt Geld! Zehntausend Mark für Zehne. Ist ja erst im letzten Augenblick herausgeschoben worden. Soll mich nicht wundern, wenn bloß ein paar Hunderter auf ihm liegen.“

* * *

Im Rechnungszimmer sahen sich alle entgeistert an.

War denn das möglich?

Immer wieder sahen sie die Zettel nach. Es veränderte sich nichts. Ganze 140 Mark, sage und schreibe, standen einer Gesamtrekordsumme von 743 785 Mark gegenüber.

An einem Schalter waren 130, an zwei anderen Schaltern je 5 Mark eingezahlt worden.

Eine Quote von Mark 42 502 für 10 Mark kam heraus.

* * *

„Siehste, Vater!“ sagte der Lehrling Zumpe, der über das ganze Gesicht strahlte „Die Dummen haben ooch Glück. Ich hatte so 'n Mumm auf das Pferd. Bin gespannt, was er bringt.“

Vater Zumpe, der mit seinem Sohne vor der Tafel auf die Grete wartete, stand noch ganz benommen da.

„Nee, nee,“ sagte er kopfschüttelnd, „dreißig Jahre sehe ich nach Grunewald, det hab ick noch nich erlebt. Paß auf der bringt tausend.“

Ein Klingelzeichen.

Die Masse kam in Aufregung.

Eine 4 wurde herausgehängt, dann kam eine 2 und dann eine 5

„Ah!“ ging es durch die Menge. „Vierhundertfünfundzwanzig bringt er.“

Aber es war noch nicht genug.

Die Aufregung der Menschenmenge steigert sich zur Siedehitze, als noch eine 0 herausgehängt wurde.

Alle sahen sich ganz blaß vor Erregung an, sahen nochmals und nochmals hin.

42 502 für Zehne

Der Lehrling Zumpe stand, als ob er träume.

„Vater . . was krieg ich denn da raus?“

Vater Zumpe fand zunächst keine Worte. Dann stotterte er: „Ueber . . . über zehntausend - nee — nee — viel mehr — über zwanzig Braune kriegste da.“

Der Lehrling Zumpe sperrte Maul und Nase auf und stand ganz verdattert

Aber Vater Zumpe hatte sich wiedergefunden. Sein dunkelrotes Gesicht strahlte, und mit einer energischen Handbewegung schob er seinen Sohn der Kasse zu.

Dort warteten schon die Neugierigen

Und als Zumpe jun. mit seiner Karte anrückte, johlten sie und staunten Der kleine Kerl, kaum der Schule entwachsen, hatte das schandmäßige Glück, diesen Bombensieger zu treffen

Vater Zumpe war von der Aufmerksamkeit der ehrfurchtstaunenden Menge ganz gerührt.

Als sein Junge die zwanzig Scheine wohl verstaut hatte, da sagte er zu ihm: „So mein Junge! Dein Vater ist jetzt 'n armes Luder gegen dir Aba . een Anteil bitt ich mir aus Jibste mir, was über die Tausender ist?“

„Aber gerne, Vater! Zweehundert Märker. Das andere behalt ich mir als Taschengeld!“

„Is jemacht, Junge!“ sagte Vater Zumpe glücklich und schob schmunzelnd die zwei Scheine in seine Tasche „Un jetzt, weeste, jetzt mach ma. daß wir heim zu Muttern komm, und wenn wir den Mammon in Sicherheit ham dann darfste mit mir zusamm een genehmigen.“

Es war bedeutungsvoll, was Vater Zumpe sagte

* * *

Bolle, Grete und Karl erfuhren die Höhe der Quote, als sie noch im Gespräch mit dem Herrenreiter, dem Trainer und dem kleinen Wundermann, der überglücklich war, zusammenstanden.

Sie waren samt und sonders starr.

„Donnerwetter! Da een Hunderter druff!“ sagte Bolle. Aber er machte eine wegwerfende Handbewegung „Ich

ärgere mir nich! Nee, nee! Ich bin so glücklich und die anderen woll'n auch was haben."

Schnitzler sah auf den kleinen Wundermann, sah ihn fragend an.

Wundermann nickte: „Ich habe fünf Mark gesetzt!"

Der Trainer fiel bald auf den Rücken. „Du hast . . . . gesetzt? Menschenskind, da haste ja zwanzig Mille verdient! So 'n Glückspilz ist mir noch nicht vorgekommen!"

Der Lehrling lachte über das ganze Gesicht. Stolz sagte er: „Ja, Patron, ich hab Sie aber gesagt, daß der Hengst heute morgen beim Schlußgalopp noch etwas in sich hatte."

„Haste, mein Junge!" lobte der Trainer wohlwollend. „Wie ist es, Herr Bolle, wollen Sie mir den Hengst weiter im Training lassen?"

„Unter eener Bedingung: der Hengst startet, wann ich will."

„Selbstverständlich, Herr Bolle. Sie wissen doch, wie es zusammengehangen hat?"

„Gut, ist gemacht!"

Die Mitglieder des Vorstandes waren herangetreten und beglückwünschten Bolle zu dem Erfolg seines Pferdes.

Geheimrat Weinberg war der erste, der seine Glückwünsche aussprach.

Bolle sah ihn dankbar an und sagte: „Freut mich ungeheuer, Herr von Weinberg, daß ich Sie kennenlerne. Ich hab heute ein saumäßiges Glück gehabt, aber Sie haben in Ihrem Hektor ein Wunderpferd im Stalle. Noch mal laß ich meinen Hengst nicht gegen Ihren laufen."

Der Geheimrat lächelte. „Ich freue mich der Anerkennung, die Sie meinem Hengst zollen. Das soll aber die glänzende Rennleistung Ihres Pferdes nicht schmälern. Karl der Große hat gezeigt, daß er in der ersten Klasse etwas zu suchen hat. Seine Rennzeit ist glänzend."

„Mein' Sie wirklich, Herr Geheimrat? Das freut mich ungeheuer. Also, so ganz unverdient ist er nicht zum Sieg gekommen?"

„Durchaus nicht, er hatte zumindest eine gute Platzchance, wie sein Laufen bewiesen hat."

Man sah es dem guten Bolle an, wie sehr ihn die Worte aus dem Munde des bekannten Rennstallbesitzers und Züchters wohltaten.

Nach Herrn von Weinberg kamen die anderen Herren vom Vorstand — Herr von Zienitz war etwas verlegen — und eine Reihe namhafter Rennstallbesitzer, die Bolle zu seinem fabelhaften Glück gratulierten.

Große fühlte sich unter der Gesellschaft der Rennleute nicht wohl, denn er befürchtete, daß er alle Augenblicke einen Bekannten aus Köln treffen könne. Und er hatte nicht umsonst gebangt.

Plötzlich kam ein älterer, sehr elegant gekleideter Mann, der wie aus dem Ei gepellt angezogen war, mit seiner jungen Frau heran.

Karl erkannte ihn. Baron von Osthofen mit seiner jungen Frau Magda, einstmals . . . Großes Braut.

Karl wollte sich wegwenden, aber dann begehrte der Trotz in ihm auf.

Er scheute sich nicht, sie zu treffen, und setzte sein gleichmütigstes Gesicht auf.

Magda erkannte ihn. Ihre Augen hingen an dem stattlichen Manne, dessen Erscheinung allenthalben aufgefallen war.

Ihre Augen begegneten sich.

Grete Bolle war blaß geworden, als sie das sah.

Dann hörte sie die junge Frau zu dem älteren Herrn sagen: „Sieh nur, Leo, da ist ja unser Landsmann, Herr von Große."

Und sie steuerte auf ihn zu.

„Die Freude, Sie hier zu treffen, Herr von Große!" sagte Magda scheinbar unbefangen.

Er verbeugte sich lächelnd und nahm die dargereichte Hand, sagte in seiner lässigen Art: „Ein Zufall, meine Gnädigste. Mit Ihrem lieben Gatten auch anwesend? Tag, Herr Baron! Haben Sie auch auf das Pferd meines Chefs gesetzt?"

Baron von Osthofen lachte. „Bewahre, so'n Dusel habe ich nicht!"

„Na, na!" sagte Karl lächelnd. „Man braucht nur Ihre schöne Frau anzusehen und muß feststellen, daß Sie tatsächlich einen Dusel hatten. Uebrigens . . . gestatten die Herrschaften, daß ich Sie vorstelle: Fräulein Grete Bolle, die Tochter meines Chefs. Besitzer Karls des Großen, Herr Bolle in natura — Herr und Frau von Osthofen."

Er war in den Augenblicken ganz der elegante Plauderer.

Grete fühlte, daß er im Herzen nichts mehr für die schöne Frau empfand, die einst seine Braut gewesen war. Denn daß es so sein mußte, daß die junge Frau ihm einst nahegestanden hatte, erfaßte sie in instinktiver Weise sofort aus dem Blick der Baronin.

„Herr Bolle ist Ihr . . . Chef, Herr von Große?" fragte die Baronin neugierig.

„Allerdings. Ich verdiene mir jetzt mein Brot selber. Eine ganz nette Beschäftigung."

Sie sah ihn an, als könne Sie es nicht begreifen.

„Was . . . hat Herr Bolle für eine Firma?"

„Eine Wurstfabrik, meine Gnädigste."

Sie schien sichtlich betroffen. „Und . . . was sind Sie dort, Herr von Große?"

„Betriebsleiter."

„Kaufmännischer?"

„Nein, technischer. Ich habe die ganze Wurstfabrikation unter mir."

Er sagte das so ruhig mit lächelnder Miene, daß sie zunächst keine Antwort fand.

„Und da fühlen Sie sich glücklich?" sagte sie leise.

„Und ob ich mich glücklich fühle! Was meinen Sie, Fräulein Grete, ob es mir Spaß macht? Vom ersten Tage ab, da ich in der Firma Bolle Wurst mache, fühle ich mich wohl."

Grete spürte, daß er der Ueberlegene war. Sie lauschte auf seine Worte und empfand, ohne es zu wissen warum, eine tiefe Befriedigung darüber.

Sie empfand den musternden Blick der Baronin, aber sie lächelte dabei nur, denn alles Unsichere, Aengstliche war wie mit einem Male von ihr abgefallen.

Sie hörte die Baronin leise fragen: „Aber . . . Ihr Herr Vater, was wird der dazu sagen, wenn er erfährt . . .?"

„Mein feudaler Vater, der wird wohl in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt sein. Aber das kann ich nicht ändern. Glauben Sie mir, daß ich mich erst als ein glücklicher, freier Mann fühle, seit ich mein Geld selbst verdiene. Ich weiß, warum ich vor vier Jahren . . . so ungefähr ausgerissen bin. Mein Vater wird sich damit abfinden müssen, daß sein Sohn auf eigenen Füßen steht. Anscheinend teilen Sie meine Ansichten nicht ganz, meine Gnädigste?"

Sie schwieg und grub die kleinen Perlenzähnchen in die Unterlippe, warf einen Blick auf ihren Gatten und sagte dann leise zu Karl: „Nein, ich begreife Sie nicht ganz. Sie müssen heraus aus dem Kreise. Ich . . . ich will Ihnen behilflich sein. Bitte, besuchen Sie mich am kommenden Mittwoch. Sie finden mich ganz allein."

Grete hatte, scheinbar nach der anderen Seite hinhörend, jedes Wort verstanden. Sie wartete bebend auf Karls Antwort.

Und hörte beglückt, wie er sprach:

„Meine Gnädigste . . . davon abgesehen, daß sich Karl Große — das ‚von' habe ich abgelegt — nie von einer Frau vorwärtshelfen läßt . . . ich habe in meinem Leben einen Abschlußstrich gemacht. Ich . . . kann und will nicht kommen."

Trotzig wollte Magda aufbegehren, aber als sie ihm in seine starken, kühlen Augen sah, wußte sie, daß ihr dieser Mann restlos verloren war.

Er hatte sie aus seinem Leben ausgeschaltet, aus seiner Erinnerung getilgt. Und das war das Bitterste für sie.

Karl reichte ihr die Hand. „Verzeihen Sie, meine Gnädigste, daß ich mich jetzt verabschiede. Ich muß mich der Tochter meines Chefs widmen. Sie werden mir gewiß gern glauben, daß dies keine unangenehme Angelegenheit für mich ist."

Karl wandte sich wieder Grete Bolle zu, sah sie herzlich an und sagte: „Fräulein Grete, wie wäre es, wenn wir jetzt etwas fahnenflüchtig werden und Ihren Herrn Vater seinem Glück allein überlassen."

Sie überlegte einen Augenblick und nickte dann.

Karl bot ihr den Arm, und sie verließen den Rennplatz.

* * *

Währenddessen stand Manfred Bolle leichenblaß an der Barriere des Geläufs. Alle seine kühnen Hoffnungen waren verflogen.

Und in vierzehn Tagen kam ein Wechsel über . . . sage und schreibe . . . hundertfünfzigtausend Mark.

Was würde sein Vater sagen, wenn er die Wahrheit erfuhr?

Er wagte es nicht auszudenken.

Mit dem Baron von Hochgesang, der auch sehr blaß war, aber durchaus Haltung zeigte, traf er zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Schatten des Todes.

Von Magda Trott.

Der Verkehrsbeamte winkte den Wagen ein Halt zu. Auch das Auto des Direktors Ehrwald mußte warten. Die Blicke des Herrn schweiften nach rechts und links und blieben an einer Kunsthandlung haften, in der eine Reihe hübscher Gemälde ausgestellt war. Einige Augenblicke lang überlegte Ehrwald; er brauchte für seine neue Villa noch einige Bilder, vielleicht war es richtig, wenn er gleich jetzt einen Ankauf vornahm, wenn er hier einmal nachschaute, ob etwas Geeignetes zum Verkauf stand. Da Direktor Ehrwald ein Mann von raschen Entschlüssen war, sprang er aus dem Auto und betrat den Laden. Bereitwilligst zeigte man ihm eine Reihe von Gemälden. Vor einem der ausgestellten Bilder blieb er jäh stehen. Es war, als lege sich ein Schatten über die hohe, offene Stirn des Mannes.

Der Verkäufer, der sofort das Interesse herausfühlte, das der Direktor diesem Bilde entgegenbrachte, lobte die Arbeit. Das Bild stellte eine große Trauerweide dar, die ihre hängenden Zweige über ein Blumenbeet breitete. Trotz der freudigen Farben war das Gemälde düster gehalten, es rechtfertigte seinen Namen: Schatten des Todes. Ehrwald legte die Hand über die Augen. Warum strömte in diesem Augenblick ein Erinnern auf ihn ein, ein Erinnern an längst vergangene Jahre? Er dachte nicht gern an jene furchtbare Zeit seines Lebens zurück, die war zu schrecklich gewesen. Aber diese Trauerweide erinnerte ihn an einen Kameraden, der ihm in der furchtbaren Hölle da draußen, beinahe zum Freunde geworden war. Er mußte ein Weilchen nachdenken, ehe er den Namen wiederfand, aber dann wußte er, daß Erich Bröger sein letztes Stück Brot mit ihm geteilt und daß der damals vermögende Kamerad gern und freudig dem Unbemittelten aushalf. Den Dank für alle die erhaltenen Freundesbeweise konnte er nur abtragen, indem er dem Gefallenen den letzten Wunsch erfüllte und ihm mit anderen Kameraden das Grab unter einer Trauerweide schaufelte.

Nun erinnerte ihn dieses Bild hier an jenen fernen Soldatenhügel. Er hatte nie wieder etwas von der Familie des Gefallenen gehört, hatte sich auch nicht darum kümmern können, weil der Kampf mit dem Leben alle seine Zeit in Anspruch nahm. Er war Sieger geblieben; heute, nach zehn Jahren, nahm er eine hochgeachtete Stellung ein und hätte vollkommen glücklich sein können, wenn sein geliebtes Weib gesünder gewesen wäre. Sie kränkelte nicht direkt, aber sie fühlte sich oft ermüdet, und schon lange suchte er nach einer Hilfe, die seiner geliebten Adele auch gleichzeitig Freundin und Vertraute sein konnte. Er wußte, sie würde froher sein, wenn sie eine Freundin um sich hatte, aber er fand das Gesuchte nicht.

Es dauerte nicht lange, so war man handelseinig geworden. Der Direktor erstand jenes Bild mit der Trauerweide, es erschien ihm heiligste Pflicht, dadurch immer wieder an den einstigen Kameraden erinnert zu werden.

Daheim erzählte er seiner Gattin erneut von dem Freunde, den er im Kriege gefunden und den er ebenda verloren. Auch Bröger hatte damals eine blutjunge Frau gehabt. In der kleinen oberschlesischen Stadt T. hatte er eine ansehnliche Fabrik besessen, heute war jene Gegend nicht mehr deutsch, heute waren die Bewohner dort hart bedrängt. Die Erinnerung wich nicht mehr von ihm. Immer wieder stand er vor dem Bilde, und als ihn eine Geschäftsreise nach Schlesien rief, beschloß er, jenen Ort aufzusuchen, um sich nach der Familie des Gefallenen umzusehen.

Es war ein regenschwerer Novembertag, als er dort eintraf. Jetzt erst fiel ihm ein, daß der morgige Tag den Toten geweiht war. Wie merkwürdig, daß er just an diesem Tage in der Heimatstadt des Mannes weilte, der ihm einst so viel Liebe und Treue gezeigt hatte. Er erkundigte sich nach der Familie des einstigen Kameraden. Man wußte wohl, daß die Brögersche Fabrik in andere Hände übergegangen sei, und erinnerte sich schließlich auch, daß eine Frau Bröger hier im Orte als Stütze der Hausfrau tätig wäre. Ob es aber die Gattin des einstigen Fabrikbesitzers war, wisse man nicht.

Er nahm sich vor, am kommenden Tage diese Frau aufzusuchen, um Gewißheit zu haben. Er schlief in dieser Nacht unruhig und machte sich dann frühzeitig auf den Weg. Aber es erschien ihm unpassend, so früh ein fremdes Haus zu betreten. Er vernahm das Läuten der Glocken, das zum Gedenken an die Toten aufrief; da lenkte er seine Schritte auf den kleinen Friedhof des Ortes.

Ziellos wanderte er an den zahlreichen Gräbern vorüber, warf hier und da einen Blick auf die Steine, lauter unbekannte Namen. Wieviel Tränen hatte dieser Boden schon getrunken, wieviel Seufzer waren hier verhallt. Wieder war es eine Trauerweide, die seinen Blick fesselte. Ein Baum, der, wie auf dem Bilde, seine Aeste über ein kleines Grab breitete. Der kleine Hügel war geschmückt, liebende Hände hatten ihn umsorgt. Hier schlummerte wohl ein Kind, das den Eltern in frühester Jugend entrissen worden war.

Er konnte sich von diesem Plätzchen nicht trennen. Der Wind, der leise in den dürren Blättern rauschte, sang ihm eine vertraute Melodie. Stärker denn je wurde die Erinnerung wach an den Tag, da er den Freund unter der Trauerweide in Feindesland bestattet hatte.

„Ich will denken, es ist dein Grab, du Getreuer“, sagte er, „ich will dir Blumen holen, will in Gedanken dein Grab schmücken, wie du es verdient hast. Und der Wind soll dir meine Grüße hinübertragen, ins weite, ferne Land.“ — Im Begriffe, sich zu entfernen, sah er eine große, schlanke Frauengestalt dem Hügel zustreben. Sie schaute den Fremden erstaunt an und blieb zögernd stehen. Aber auch Direktor Ehrwald hatte das Gefühl, als müsse er hier bleiben, er trat nur wenige Schritte von dem Hügel zurück und sah, wie jene Frau frische Blumen auf das kleine Grab steckte. Er wagte nicht, eine Erklärung abzugeben, er sah in das leidvolle Frauenantlitz, auf die gefalteten Hände. „Erich“, flüsterten ihre Lippen.

Ehrwald wartete eine Weile, als sich die Frau endlich von dem Hügel entfernen wollte, vertrat er ihr den Weg. Er konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber ablegen, warum er wissen mußte, wen dieser Hügel deckte. „Mein Söhnchen, Erich Bröger.“

Das Aufzucken seines Gesichtes ließ die trauernde Frau erschreckt zusammenfahren. Ihre Hände wurden von denen des Mannes ergriffen, und bebend klang es von seinen Lippen: „Editha Bröger, — die Frau meines gefallenen Freundes?“

Noch immer standen die beiden an dem Grabe unter der Trauerweide. Und dort berichtete der Mann, daß er die Familie seines Freundes gesucht, daß ihn dieses Grab hier in unerklärlicher Weise festgehalten habe. Er begleitete sie heim, er sprach von seiner leidenden Frau und sah ihr dann fest in die Augen. „Ich fühle es, daß es nicht vermessen ist, wenn ich heute schon die Bitte an Sie richte: Editha Bröger, Gattin meines Kameraden, seien Sie meiner Frau eine eben solche Freundin, wie es Erich Bröger mir war.“

Die Witwe hatte sich eine kurze Bedenkzeit ausgebeten. Sie ging am Nachmittag nochmals zu dem kleinen Hügel hinaus, lehnte den Kopf an den Stamm der Trauerweide und hörte auf das Raunen und Rauschen im Baume. Es war, als ob eine Stimme aus weiter Ferne zwischen den welken Blättern sich verfing und ihr zuraunte: geh hin zu ihm, der mir ein Freund war, du wirst dort den Frieden finden.

Haustierzucht und -Pflege.

Schutz vor Winterkälte.

Vor allem die Ställe, die Jungvieh beherbergen oder bald junges Leben einschließen sollen, müssen warmgehalten und -verwahrt werden, ohne daß es dabei an unverbrauchter, frischer Luft mangelt. Diese tut in erster Linie den jungen Tieren auch im Winter ebenso not wie angemessene Bewegung. Letztere darf aber auch den trächtigen Tieren nicht fehlen, und wenn es das Wetter irgend zuläßt, sind auch die trächtigen Kühe, Schweine und Schafe zeitweise ins Freie zu bringen. Darüber hinaus darf in Fütterung und Pflege der Muttertiere nichts unterlassen werden, was gesunden und leistungsfähigen Nachwuchs schaffen kann. Insgesamt erfordert der Viehbestand bei der winterlichen Stallhaltung manche besondere Wartung und Pflege, die er ohne Schaden nicht entbehren kann. Es sei hier nur an die Erhaltung der Zugtiere in gutem Futter- und Putzzustande sowie an die Klauenpflege bei Rindern und Ziegen erinnert.

Ohne trockene, nicht zu kalte Winterställe ist auch das Geflügel nicht ohne Schädigungen durch den Winter zu bringen. Durch Aufenthalt in feuchten und sonst ungeeig-

neten Räumen wird zumindest der Beginn des Legens hinausgeschoben. In warmgelegenen Ställen beginnen die Hühner meist schon im Januar zu legen, spätestens jedoch im Februar, sofern man überhaupt von einem eigentlichen Aussetzen der Legetätigkeit reden kann. Auf fettreiches und wärmendes Futter muß aber bei jeglichem Geflügel Wert gelegt werden; nur Tauben sind etwas knapper im Futter zu halten. Gut verwahrt müssen die Geflügelställe und Taubenschläge auch gegen alles mögliche Raubzeug sein, das in der kalten Jahreszeit weniger zurückhaltend ist als je.

Auch die Bienenstände müssen vor unliebsamen Besuchern geschützt und gegen die zu erwartende Kälte zwar nicht übertrieben, aber doch ausreichend geschützt sein. Die Zehrung der Völker ist jetzt gering, da die Ernährung der Brut wegfällt, und so bleibt für den Bienenzüchter eigentlich nichts weiter zu tun, als für Ruhe an den Ständen zu sorgen.

Wer ein Fischwasser besitzt oder nutzt, wird an das Schneiden von Rohr und Schilf zu denken haben. Sollte anhaltender Frost eintreten, so müssen rechtzeitig Wuhnen geschlagen und gegen das Wiederzufrieren geschützt werden. Dem Angler bieten sich jetzt noch Gelegenheit zum Fang von Aesche, Barsch, Döbel, Hecht, Huchen, Plötze, Rapfen und Rotfeder.

Einsteinsche Theorie und Artillerie.

Die vielbesprochene Einsteinsche Relativitätstheorie bringt auf den Gebieten der Mechanik und Physik ganz neue Begriffe zur Geltung, deren Anwendungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten sich heute sicher noch nicht ganz übersehen lassen. So beschäftigt man sich beispielsweise in manchen Militärstaaten, die unentwegt an der Vervollkommnung ihrer Armeen arbeiten, bereits eingehend mit der Frage, welche Bedeutung die neuen Begriffe der Einsteinschen Theorie für das Artilleriewesen haben und künftig haben könnten.

Die bisherigen einfachen Formeln, mit denen man beim Schuß zu rechnen hat, würden jedenfalls viel komplizierter werden und ganz andere Ergebnisse als bisher zeitigen, wenn die neuen Einsteinschen Begriffe im Artilleriewesen Eingang finden sollten. Allerdings kommt das für die Praxis des Richtkanoniers, Geschütz- und Batterieführers erst dann in Betracht, wenn die Geschwindigkeit der Artilleriegeschosse 1500 Meter in der Sekunde übersteigt; ein solches Geschütz aber hatten wir schon in unserer „Berta“.

So recht kommt der Einfluß der Einsteinschen Theorie jedoch erst zur Geltung, wenn es sich um Geschwindigkeiten von Hunderttausenden von Kilometern in der Sekunde handelt. Bei künftigen Kampfmitteln, die mit den heutigen Geschützen und Geschossen sowie Treibmitteln möglicherweise nichts mehr zu tun haben — man sieht vielfach in den Elektronen die Geschosse der Zukunft —, wäre jedoch mit Geschwindigkeiten zu rechnen, wie sie z. B. dem Licht eigen ist (im luftleeren Raum etwa 300 000 Kilometer in der Sekunde).

Welche Bedeutung hat die Zweiteilung des Gehirns?

Wenn wir an das unter dem Schädeldach sorgsam eingebettete Großhirn denken, so tritt uns zuerst eine merkwürdige Tatsache entgegen, die nur den wenigsten Menschen bekannt ist: die Teilung des Gehirns in eine linke und eine rechte Hälfte, die beide ihre besonderen Aufgaben zu erfüllen haben. Wenn unserem Gehirn ein Gedanke entspringt, so werden es meistens die auf der linken Seite vorhandenen Zentren sein, die in Bewegung gesetzt werden. Auf der linken Seite des Gehirns ist der größte Teil des Gedächtnisses und unserer seelischen Veranlagungen untergebracht. Die linke Seite ist mit der rechten durch eine große Kabelanlage, den Balken, verbunden, der die unaufhörlich zwischen links und rechts hin und her schießenden Nervenströme weiterleitet. Man kann das Ganze, wie Schleich treffend in einer seiner Schriften sagt, mit einer riesigen Telephonzentrale vergleichen, die alles in den Schatten stellt, was Menschenhände aufgebaut haben.

Namhafte Physiologen nehmen an, daß die stärkere Ausbildung der linken Seite durch die größere Benutzung der rechten Hand entstanden ist. Besonders die früh in der Jugend erlernte Fähigkeit des Schreibens ist es, die der rechten Hand ein Uebermaß von Betätigung rein geistiger Art zuwandte und dazu beigetragen hat, die einzelnen Zentren der linken Gehirnhälfte mehr als bisher zu entwickeln. Wir sind hier ein „optisches Sprachzentrum“, das durch die Fähigkeit des Lesens eine hohe Ausbildung erhält, ferner ein motorisches Sprachzentrum, das durch die Ausbildung der Sprache hervorgerufen wird und die Herrschaft über den Kehlkopf besitzt und den Menschen befähigt, sich in einer oder mehreren Sprachen auszudrücken, wodurch er sich von dem Tier, das es nur zur Ausstoßung von mehr oder weniger unartikulierten Lauten bringt, wesentlich unterscheidet. Ferner ist ein „akustisches Sprachzentrum“ vorhanden, dem die Kontrolle über das Ohr zugeschrieben wird. Wir haben aber noch eine andere wichtige Gruppe, und das ist das Zentrum des „optischen Erinnerungsbildes“. Hier werden nach Art des Kinematographen alle diejenigen bildmäßig erfaßten Eindrücke gesammelt, die wir während unseres langen Lebens in uns aufnehmen und die in vielen Fällen niemals wieder hervorgerufen werden.

Die rechte Seite des Gehirns ist mehr auf Kritik eingestellt und besorgt die geistige Durcharbeitung des aufgenommenen Stoffes. Hier liegen auch die Zentren, die die Phantasie eines Menschen spielen lassen, indem vor seinem geistigen Auge frühere Erlebnisse allerfernster Vergangenheit neu entstehen, indem neue Lebens- und Denkmöglichkeiten geschaffen werden. Alle Werke genialer Männer und Frauen sind zuerst in der Phantasie auf Grund des Doppelspiels der linken und rechten Gehirnhälfte entstanden und haben dann erst, manchmal Jahrzehnte später, ihr Verwirklichung in der realen Welt der Tatsachen gefunden. Für den Denker bzw. einen jeden Menschen ist die Arbeit des Gehirns natürlich eins, aber die unaufhörlich fortschreitende Wissenschaft hat diese feinsten Zusammenhänge gefunden, die auf die Mechanik alles geistigen Geschehens von ungeheurem Einflusse gewesen sind und dazu beigetragen haben, daß sich der Mensch die Erde dienstbar gemacht hat.

Aus aller Welt.

Die Schule für Verlobte. Das Eheproblem ist eine schwierige Sache. Das weiß jeder, der aus praktischer Erfahrung mitsprechen kann. Deshalb will man dem Problem, bevor die Praxis kommt, theoretisch zu Leibe gehen. In Amerika, das in solchen Dingen immer am fortschrittlichsten ist, hat man damit begonnen. Man hat an den Universitäten besondere Lehrfächer für das Kapitel Ehe eingerichtet. „Wie werde ich in der Ehe glücklich?“ . . . „Wie behandle ich meinen Mann?“ . . . „Wie kann ich mit einer Frau zufrieden leben?“ . . . Das sind so einige der Gegenstände, die vom Katheder herab doziert werden. Genützt hat die ganze Vorlesungstheorie bisher nichts, weil die Praxis doch wieder alles über den Haufen wirft. Die Zahl der Ehescheidungen in Amerika hat noch nicht um ein Prozent abgenommen. Man sagt sogar, daß die theoretische Vorbereitung auf die Ehe mehr schade als nütze. Trotzdem muß man den Amerikanern alles nachmachen. Vor einiger Zeit ist in einer mitteldeutschen Stadt eine „Schule für Verlobte“ errichtet worden. Das Institut trägt den vielversprechenden Namen „Heimglückshaus“. Und die zukünftigen Hausfrauen sollen, so heißt es in dem Programm, lernen, wie sie die Herren der Schöpfung in guter Stimmung erhalten können. Man sagt sich, daß von der guten Stimmung des Mannes schließlich alles abhängt. Nicht nur, wenn es um den Kauf eines neuen Kleides geht. Mit dem Institut ist eine große Bibliothek verbunden, darin befinden sich Hunderte von Werken über das Eheglück. Die Absicht ist durchaus löblich. Und nun können die Ehestudentinnen fleißig studieren, damit sie Bescheid wissen. Aber auch hier sind wieder allerhand Zweifel am Platze. Denn schließlich kommt es doch nur auf die Praxis an.

Fröhliche Ecke.

Radio. „Jetzt hängt seit Wochen ein Spinngewebe in der Ecke, Marie! Wann werden Sie das endlich entfernen?“ — „Ach, das ist ein Spinngewebe? Ich dachte, das gehört zum Radioapparat!“

*

Beim Heiratsvermittler. „Haben Sie irgendeinen besonderen Wunsch?“ — „Ach ja, wenn man es machen kann, möchte ich gern einen Mann mit Kragenweite 42; ich habe nämlich so furchtbar viele Kragen von meinem Mann selig liegen.“

*

Unnütz. Ein Herr kauft einen sehr teuren Schirm. „Ist er auch gut?“ fragt er den Verkäufer, „und verursacht keine Schwierigkeiten beim Oeffnen?“ — „Beim Oeffnen?“ erwidert dieser. „Ach, Sie wollen ihn öffnen? Unsere Kunden, die soviel Geld für einen Schirm ausgeben können, nehmen ein Auto, wenn es regnet!“